

Nr. 255. Bromberg, den 22. November 1928.

Die Lichtflamme.

Von Selma Lagerlöf.

—·

(1. Fortsetzung.)

II.

In der Nacht nach dem Tage, an dem Jerusalem erobert worden war, herrschte in dem Lager der Kreuzfahrer vor der Stadt große Freude. Fast in jedem Zelte wurden Trinkgelage abgehalten, und das Lachen und Lärmen wurde weit im Umkreise gehört.

Raniero di Ranieri saß mit einigen Kampfgenossen beim Weine, und bei ihm ging es fast noch wilder zu als sonst irgendwo. Die Knappen hatten die Becher kaum gefüllt, als sie auch schon wieder leer waren. Aber Raniero hatte auch die meiste Ursache, ein großes Fest zu feiern, denn er hatte an diesem Tage höhere Ehre gewonnen denn je zuvor. Am Morgen, als die Stadt gestürmt wurde, war er nächst Gottfried von Bouillon der erste gewesen, der die Mauern erstiegen hatte, und am Abend war er für seine Tapferkeit vor dem ganzen Heere geehrt worden.

Als das Plündern und Morden ein Ende genommen hatte und die Kreuzfahrer in Büßermänteln mit unentzündeten Wachskerzen in den Händen in die heilige Grabeskirche eingezogen waren, war ihm nämlich von Gottfried verkündet worden, daß er der erste sein solle, der seine Kerze an den heiligen Flammen entzünden dürfe, die vor Christi Grab brennen. Es däuchte Raniero, daß Gottfried ihm damit zeigen wolle, daß er ihn für den Tapfersten im ganzen Heere ansehe; und er freute sich sehr über die Art, wie er für seine Heldentaten belohnt worden war.

Bei einbrechender Nacht, als Raniero und seine Gäste in bester Laune waren, kamen ein Narr und ein paar Spielleute, die überall im Lager umhergewandert waren und alle mit ihren Einfällen ergötzt hatten, in Ranieros Zelt, und der Narr bat um die Erlaubnis, ein spaßhaftes Abenteuer erzählen zu dürfen.

Raniero wußte, daß dieser Narr im Rufe großer Lustigkeit stand, und versprach, seiner Erzählung Gehör zu schenken.

„Es begab sich einmal", sagte der Narr, „daß unser Herr und der heilige Petrus einen ganzen Tag auf dem höchsten Turme der Burg des Paradieses gesessen und auf die Erde hinuntergesehen hatten. Sie hatten so viel anzugucken gehabt, daß sie kaum Zeit gefunden hatten, ein Wort miteinander zu wechseln. Unser Herr hatte sich die ganze Zeit still verhalten, aber der heilige Petrus hatte bald vor Freude in die Hände geklatscht und bald wieder den Kopf mit Abscheu abgewendet. Bald hatte er gelächelt und gejubelt, und bald hatte er geweint und gejammert. Endlich, als der Tag zur Neige ging und die Abenddämmerung sich auf das Paradies senkte, wendete sich unser Heiland an den heiligen Petrus und sagte, nun müsse er wohl froh und zufrieden sein. „Womit sollte ich wohl zufrieden sein?" fragte da Sankt Petrus in heftigem Tone. — „Je nun", sagte unser Herr sanftmütig, „ich glaubte, du würdest mit dem, was du heute gesehen hast, zufrieden sein." — Aber der heilige Petrus wollte sich nicht besänftigen lassen. — „Es ist ja wahr", sagte er, „daß ich so manches liebe Jahr darüber geklagt habe, daß Jerusalem in der Gewalt der Ungläubigen ist, aber nach allem, was sich heute zugetragen hat, meine ich, daß es ebensogut hätte bleiben können, wie es war."

Raniero begriff nun, daß der Narr davon sprach, was im Laufe des Tages geschehen war. Er und die andern Ritter begannen nun mit größerer Teilnahme zuzuhören als im Anfang.

„Als der heilige Petrus dies gesagt hatte", fuhr der Narr fort, indem er einen pfiffigen Blick auf die Ritter warf, „beugte er sich über die Zinnen des Turmes und wies zur Erde hinunter. Er zeigte unserm Herrn eine Stadt, die auf einem großen, einsamen Felsen lag, der aus einem Gebirgstal aufragte. „Siehst du diese Leichenhaufen?" sagte er, „und siehst du das Blut, das über die Straßen strömt, und siehst du die nackten, elenden Gefangenen, die in der Nachtkälte jammern, und siehst du alle die rauchenden Brandstätten?" Unser Herr schien ihm nichts erwidern zu wollen, und der heilige Petrus fuhr mit seinem Gejammer fort. Er sagte, wohl habe er dieser Stadt oft gezürnt, aber so übel habe er ihr doch nicht gewollt, daß es dort einmal so aussehen solle. Da endlich antwortete unser Herr und versuchte einen Einwand. — „Du kannst doch nicht leugnen, daß die christlichen Ritter ihr Leben mit der größten Unerschrockenheit gewagt haben," sagte er."

Hier wurde der Narr von Beifallsrufen unterbrochen, aber er beeilte sich fortzufahren.

„Nein, stört mich nicht," bat er. „Jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich geblieben war. Ja, richtig, ich wollte eben sagen, daß der heilige Petrus sich ein paar Tränen wegwischte, die ihm in die Augen getreten waren und ihn am Sehen hinderten. „Nie hätte ich geglaubt, daß sie solche wilde Tiere sein würden," sagte er. „Sie haben ja den ganzen Tag gemordet und geplündert. Ich verstehe gar nicht, daß du es dir beifallen lassen konntest, dich kreuzigen zu lassen, um dir solche Bekenner zu schaffen.""

Die Ritter nahmen den Scherz gut auf. Sie begannen laut und fröhlich zu lachen. „Was, Narr, der heilige Petrus ist wirklich so böse auf uns?" rief einer von ihnen.

„Sei jetzt still und laß uns hören, ob unser Herr uns nicht in Schutz genommen hat!" fiel ein anderer ein.

„Nein, unser Herr schwieg fürs erste still," sagte der Narr. „Er wußte von altersher: wenn Sankt Petrus so recht in Eifer gekommen war, war es vergebliche Mühe, ihm zu widersprechen. Er eiferte weiter und sagte, unser Herr möge nicht einwenden, daß sie sich schließlich doch erinnert hätten, in welche Stadt sie gekommen waren, und auf bloßen Füßen im Büßergewand in die Kirche gegangen wären. Diese Andacht hätte ja gar nicht so lange gedauert, daß es überhaupt lohnte, davon zu sprechen. Und dann beugte er sich noch einmal über die Brüstung hinaus und wies auf Jerusalem hinunter. Er deutete auf das Lager der Christen davor. „Siehst du, wie deine Ritter ihren Sieg feiern?" fragte er. Und unser Herr sah, daß überall im Lager Trinkgelage gefeiert wurden. Ritter und Knechte saßen da und sahen syrischen Tänzerinnen zu. Gefüllte Becher kreisten, man würfelte um die Kriegsbeute, und —"

„Man hörte Narren an, die alberne Geschichten erzählten," fiel Raniero ein. „War das nicht auch eine große Sünde?"

Der Narr lachte und nickte Raniero zu, als wollte er sagen: Na, warte nur, ich zahl dir's schon heim.

„Nein, unterbrecht mich nicht." bat er abermals, „ein armer Narr vergißt so leicht, was er sagen wollte. Ja, richtig, der heilige Petrus fragte unsern Herrn mit der strengsten Stimme, ob er meine, daß ihm dieses Volk große Ehre mache. Darauf mußte unser Herr natürlich antworten, daß er das nicht meine. „Sie waren Räuber und Mörder, ehe sie von daheim auszogen," sagte Sankt Petrus, „und Räuber und Mörder sind sie auch heute noch. Dieses Unternehmen hättest du ebensogut ungeschehen lassen können. Es kommt nichts Gutes dabei heraus"."

„Na, na, Narr!“ sagte Raniero mit warnender Stimme. Aber der Narr schien eine Ehre darein zu setzen, zu probieren, wie weit er gehen könne, ohne daß jemand aufspränge und ihn hinauswürfe, und er fuhr unerschrocken fort:

„Unser Herr neigte nur den Kopf wie einer, der zugesteht, daß er gerecht gestraft wird. Aber beinahe in demselben Augenblick beugte er sich eifrig vor und sah mit noch größerer Aufmerksamkeit als vorher hinunter. Da guckte Sankt Petrus ebenfalls hin. „Wonach blickst du denn aus?“ fragte er.“

Der Narr erzählte dies mit sehr lebhaftem Mienenspiel. Alle Ritter sahen sowohl unsern Herrn als auch Sankt Petrus vor Augen, und sie waren begierig, was es wohl sein mochte, was unser Herr erblickt haben sollte.

„Unser Herr antwortete, es sei nichts Besonderes“, sagte der Narr, „aber er ließ auf jeden Fall nicht davon ab, hinabzublicken. Sankt Petrus folgte der Richtung der Blicke unsres Herrn, und er konnte nichts andres finden, als daß unser Herr dasaß und in ein großes Zelt hinuntersah, vor dem ein paar Sarazenenköpfe auf lange Lanzen gespießt waren, und wo eine Menge prächtiger Teppiche, goldner Tischgefäße und kostbarer Waffen, die in der heiligen Stadt erbeutet waren, aufgestapelt lagen. In diesem Zelt ging es ebenso zu wie sonst überall im Lager. Da saß eine Schar Ritter und leerte die Becher. Der einzige Unterschied mochte sein, daß hier noch mehr gelärmt und gezecht wurde als an irgend einem andern Orte. Der heilige Petrus konnte nicht verstehen, warum unser Herr, als er dorthin blickte, so vergnügt war, daß ihm die Freude förmlich aus den Augen leuchtete. So viele strenge und furchtbare Gesichter, wie er dort erblickte, glaubte er kaum je um einen Zechtisch versammelt gesehen zu haben. Und der Wirt bei dem Gastmahl, der am obern Tischende saß, war der Entsetzlichste von allen. Es war ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann, furchtbar groß und grob, mit einem roten Gesicht, das von Narben und Schrammen durchkreuzt war, mit harten Fäusten und einer starken, polternden Stimme.“

Hier hielt der Narr einen Augenblick inne, als fürchte er, weiterzugehen, aber Raniero und den andern machte es Spaß, von sich selbst sprechen zu hören, und sie lachten nur über seine Dreistigkeit.

„Du bist ein kecker Bursche,“ sagte Raniero, „laß uns nun sehen, wo du hinaus willst!“

„Endlich,“ fuhr der Narr fort, „sagte unser Herr ein paar Worte, aus denen Sankt Petrus erriet, was der Grund seiner Freude war. Er fragte Sankt Petrus, ob er fehl sähe oder ob es wirklich so wäre, daß einer der Ritter ein brennendes Licht neben sich hätte.“

Raniero zuckte bei diesen Worten zusammen. Erst jetzt wurde er böse auf den Narren und streckte die Hand nach einem schweren Trinkhumpen aus, um ihn ihm ins Gesicht zu schleudern, aber er bezwang sich, um zu hören, ob der Bursche zu seiner Ehre oder zu seiner Schande sprechen wollte.

„Sankt Petrus sah nun,“ erzählte der Narr, „daß das Zelt im übrigen zwar mit Fackeln beleuchtet war, daß aber einer der Ritter wirklich eine brennende Wachskerze neben sich stehen hatte. Es war eine große dicke Kerze, eine Kerze, die bestimmt war, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht zu brennen. Der Ritter, der keinen Leuchter hatte, worein er sie hätte stecken können, hatte eine ganze Menge Steine ringsherum aufgehäuft, damit das Licht stehen könnte.“

Die Tischgesellschaft brach bei diesen Worten in lautes Gelächter aus. Alle wiesen auf ein Licht, das neben Raniero auf dem Tische stand und ganz so aussah, wie der Narr es beschrieben hatte. Aber Raniero stieg das Blut zu Kopfe, denn dies war das Licht, das er vor ein paar Stunden am heiligen Grabe hatte anzünden dürfen. Er hatte es nicht über sich gebracht, es auszulöschen.

„Als der heilige Petrus dieses Licht sah,“ sagte der Narr, „wurde es ihm freilich klar, woran unser Herr seine Freude gehabt hatte, aber zugleich konnte er es nicht lassen, ihn ein wenig zu bemitleiden. „Jaso,“ sagte er, „das ist der Ritter, der heute morgen hinter Herrn Gottfried von Bouillon auf die Mauer sprang und am Abend sein Licht vor allen andern am heiligen Grabe anzünden durfte.“ — „Ja, so ist es,“ sagte unser Herr, „und wie du siehst, hat er sein Licht noch brennen.““

Der Narr sprach jetzt sehr rasch, während er ab und zu einen lauernden Blick auf Raniero warf: „Der heilige Petrus konnte es noch immer nicht lassen, unsern Herrn ein ganz klein wenig zu bemitleiden. „Verstehst du denn nicht, warum er dieses Licht brennen hat?“ sagte er. „Du glaubst wohl, daß er an deine Qual und deinen Tod denke, wenn er es sieht. Aber er denkt an nichts anderes, als an den Ruhm, den er errang, als er als der Tapferste im ganzen Heere nach Gottfried von Bouillon anerkannt wurde

Bei diesen Worten lachten alle Gäste Ranieros. Raniero war sehr zornig, aber er zwang sich, gleichfalls zu lachen. Er wußte, daß alle es lächerlich gefunden hätten, wenn er nicht ein bißchen Spaß vertragen hätte.

„Aber unser Herr widersprach dem heiligen Petrus,“ sagte der Narr. „Siehst du nicht, wie ängstlich er um das Licht besorgt ist?“ fragte er. „Er hält die Hand vor die Flamme, sobald jemand das Zelttuch lüftet, aus Furcht, daß die Zugluft es ausblasen könnte. Und er hat vollauf damit zu tun, die Nachtschmetterlinge zu verscheuchen, die herumfliegen und es zu verlöschen drohen.“

Es wurde immer herzlicher gelacht, denn was der Narr sagte, war die reine Wahrheit. Raniero fiel es immer schwerer, sich zu beherrschen. Es war ihm, als könne er es nicht ertragen, daß jemand mit der heiligen Lichtflamme seinen Scherz trieb.

„Der heilige Petrus war jedoch mißtrauisch,“ fuhr der Narr fort. „Er fragte unseren Herrn, ob er diesen Ritter kenne. „Er ist nicht gerade einer, der häufig zur Messe ginge oder den Betschemel abnützte“, sagte er. Aber unser Herr ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen. „Sankt Petrus, Sankt Petrus!“ sagte er feierlich. „Merke dir, daß der Ritter hier fortan frommer werden wird als Gottfried! Von wo gehen Milde und Frömmigkeit aus, wenn nicht von meinem Grabe? Du wirst Raniero di Ranieri Witwen und notleidenden Gefangenen zu Hilfe kommen sehen. Du wirst sehen, wie er Kranke und Betrübte in seine Hut nimmt, so wie er jetzt die heilige Lichtflamme hütet.“

Darüber erhob sich ein ungeheures Gelächter. Es deuchte alle, die Ranieros Laune und Leben kannten, sehr spaßhaft. Aber ihm selbst waren der Scherz und das Gelächter ganz unleidlich. Er sprang auf und wollte den Narren zurechtweisen. Dabei stieß er so heftig an den Tisch, der nichts anderes war als eine auf lose Böcke gelegte Tür, daß er wackelte und das Licht umfiel. Es zeigte sich nun, wie sehr es Raniero am Herzen lag, das Licht brennend zu erhalten. Er dämpfte seinen Groll und nahm sich Zeit, das Licht aufzuheben und die Flamme anzufachen, bevor er sich auf den Narren stürzte. Aber als er mit dem Lichte fertig war, war der Narr schon aus dem Zelte geeilt, und Raniero sah ein, daß es nicht der Mühe lohne, ihn im nächtlichen Dunkel zu verfolgen. Ich treffe ihn wohl noch ein andermal, dachte er und setzte sich wieder.

Die Tischgäste hatten inzwischen weidlich gelacht, und einer von ihnen wollte den Spaß fortsetzen und wendete sich an Raniero. „Eins steht aber fest, Raniero, und das ist, daß du diesmal der Madonna in Florenz nicht das Kostbarste schicken kannst, was du im Kampfe errungen hast,“ sagte er.

Raniero fragte, warum er glaube, daß er diesmal seinem alten Brauche nicht treu bleiben würde.

„Aus keinem anderen Grunde,“ sagte der Ritter, „als weil das Kostbarste, was du errungen hast, diese Lichtflamme ist, die du angesichts des ganzen Heeres in der heiligen Grabeskirche entzünden durftest. Und die nach Florenz zu schicken, wirst du wohl nicht imstande sein.“

Wieder lachten die anderen Ritter, aber Raniero war jetzt in einer Laune, daß er das Verwegenste unternommen hätte, nur um ihrem Gelächter ein Ende zu machen. Er faßte rasch seinen Entschluß, rief einen alten Waffenträger zu sich und sagte zu ihm: „Mache dich zu langer Fahrt bereit, Giovanni! Morgen sollst du mit dieser heiligen Lichtflamme nach Florenz ziehen.“

Aber der Waffenträger weigerte sich schlankweg, diesen Befehl auszuführen. „Dies ist etwas, was ich nicht auf mich nehmen will“, sagte er. „Wie sollte es möglich sein, mit einer Lichtflamme nach Florenz zu reiten? Sie würde erlöschen, ehe ich noch das Lager verlasse.“

Raniero fragte einen seiner Mannen nach dem andern. Er erhielt von allen dieselbe Antwort. Sie schienen seinen Befehl kaum ernst zu nehmen.

Natürlich lachten die fremden Ritter, die seine Gäste waren, immer lauter und fröhlicher, je deutlicher es sich zeigte, daß keiner von den Mannen Ranieros Befehl ausführen wollte.

Raniero geriet in immer größere Erregung. Schließlich verlor er die Geduld und rief: „Diese Lichtflamme wird dennoch nach Florenz gebracht werden, und da kein anderer damit hinreiten will, werde ich es selbst tun.“

„Bedenke dich, bevor du so etwas versprichst!“ sagte ein Ritter. „Du reitest von einem Fürstentum fort!“

„Ich schwöre euch, daß ich diese Lichtflamme nach Florenz bringen werde!“ rief Raniero. „Ich werde tun, was kein anderer auf sich nehmen wollte.“

Der alte Waffenträger verteidigte sich: „Herr, für dich ist es ein ander Ding. Du kannst ein großes Gefolge mitnehmen, aber mich wolltest du allein ausschicken.“

Raniero jedoch war ganz außer sich und überlegte seine Worte nicht. „Ich werde auch allein ziehen“, sagte er

Aber damit hatte Raniero sein Ziel erreicht. Alle im Zelte hatten zu lachen aufgehört. Sie saßen erschrocken da und starrten ihn an.

„Warum lacht ihr nicht mehr?" fragte Raniero. „Für einen tapferen Mann ist dies Beginnen wohl für nichts mehr zu achten als ein Kinderspiel."

(Fortsetzung folgt.)

Bußtag!

Von Hermann Lex.

Das Laub fällt von den Bäumen,
Das zarte Sommerlaub;
Das Leben mit seinen Träumen
Zerfällt in Asch' und Staub!"

Der kalte Nordwind sang es in eisigem Heulen, von den grauen Höhen hetzte er ins Tal und fegte leere Öden. Er trug Schneehauch mit sich, Kälte und Tod.

Hinter der Hecke hatte vor ein paar Tagen die letzte Sonnenwärme einen Löwenzahn erblühen lassen. Frierend leuchtete sein gelbes Licht; denn ringsumher war niemand, der seinen Gruß erwiderte.

Aus dem blaßgrünen Wiesengrunde hatte ihn alter Spott gehöhnt; die Herbstzeitlose zischelte dort giftig: „Mach', daß du fortkommst; wenn ich prange, ist's Pracht genug!"

Das hatte der gelben Blume wehe getan — unsagbar traurig war es ihr zumute.

Wütend fiel der Nordwind über sie her. Es hatte jemand Weh und Ach geschrien, über ihr, in der Hecke. Sie schaute auf. An den graugrünen Haselkätzchen, die vorzeitig sich aus ihren braunen Kämmerchen gewagt hatten, zerrte und rupfte der Nordwind.

Sie krümmten sich, krochen zusammen; es half nichts. In ihr Herz fraß sich der kalte Würger und biß, und biß . . .

Einmal, zweimal, dreimal — Wehe, wehe — da waren sie schon starr, bewegungslos, tot.

Wie zitterte der Löwenzahn! Wenn der furchtbare Töter nur vorüberging! Er duckte bangend sich zu Boden . . .

Hui! Der Eissturm hatte die gelbe Blüte erspäht — und auf ihr saß er. Hinein in das junge Herz griff er, mitten hinein. Die gelben Blütenblätter flogen ins dürre Heckengras, wie im Sommer die seidenen Lichter altverblühter Blumen.

Der weiche Milchstengel zerbrach; geknickt vergoß die Blüte ihr letztes warmes Blut in den modernden Heckengrund. Auf dürres, fahles Laub fielen die warmen Tropfen. Und immer neue Ballen verwelkter Hoffnungen wälzte der Nordwind aus dem nahen Walde heran. Gezackte, gerissene Eichenlappen und winzige Birkenblättchen, buntes Ahornlaub, fahlen Buchenschmuck in großen Mengen mischte er und überschüttete das zerbrochene Blumenglück. Das war gut begraben.

Ein leises Weinen tönte herauf — nur noch kurze Zeit. Dann war es still — still wie ein Grab . . .

Halberstarrt fiel ein Zaunkönig aus der Luft; in das Laub pullerte er sich. Im toten Blätterwerk suchte er frierend Schutz.

Der Nordwind pfiff weiter und fort, herunter von den Höhen, die er geleert, ins stille Tal.

Er eilte schneller, als der Jochem schritt. Erschütternd war der stehengebliebenen, hatte ergriffen dem Sterben, dem wehen, jähen, gelauscht.

Und noch stand er . . . Zurück gingen seine Gedanken. Jahre zurück, da war es Frühling, hoffnungsvolle, blühende, freuende Jünglingszeit gewesen. Da war er hinausgestürmt in die Welt und hinter ihm das jauchzende Lachen, der Frühlingsjubel des jungfräulich geschmückten Tales ihm erklungen. Und jetzt — dreißig Jahre lagen dazwischen — Herbst, Spätherbst war es, Winter wurde es. Memento mori, sang es düster in kahlen Zweigen, weinten sterbend tausend kleine Leben . . .

Erschreckend drang es auf ihn ein, erbebend rüttelte es ihn auf. Dreißig Jahre das vergessen — dreißig Jahre in der großen Welt — in Lärm und Hast, Trubel und Jubel gewesen. Ob da alles recht gewesen, was er getan —?

Bleiern legte es sich auf ihn, müde wurde er, leer sein Herz, matt seine Brust — er fühlte sich alt.

Dann schaute er verwundert das Tal an — und das ihn.

Was war das? Die Leute gingen zur Kirche. Es war doch Werktag. In Gruppen kamen sie. Familienglieder schienen es zu sein. Still, ernst, gesammelt schritten sie ins schmucke Kirchlein. Ein letzter Sonnenstrahl küßte den schlanken Turm.

Jochem schaut noch immer verwundert. War es Neugierde, was ihn fragen ließ?

An ein Mütterchen, das langsamer noch als die anderen dahinschritt, wagte er sich. Er fragte kurz und offen.

„'s ist Vorbereitung!" sagte die Gebeugte, und sie schritt weiter.

Vorbereitung?

Jochem kam es wieder aus längst vergangenen Tagen in die Seele. Vorbereitung? Zur Ewigkeit? . . .

Er fragte einen Zweiten.

„Morgen ist Abendmahl", sagte dieser.

Da mußte Jochem an seine Mutter denken, wie die ihn ermahnt hatte, das Beten und das Abendmahl nicht zu vergessen. Und er hatte es vergessen!

Er fragte einen Dritten.

„Morgen ist Bußtag!"

Jochem wurde es noch weher. Bußtag! Schnellen Schrittes eilte er dem Letzten nach in die schmale Pforte. Er kam noch nicht zu spät . . .

Heller Sonnenglanz lag nun über dem ganzen Gotteshause.

Die Stimmen der Vergangenheit.

Eine zeitgemäße Phantasie.

Von Ralph E. Inar.

Wir waren vier Personen, die der Erfinder gewürdigt hatte, das modernste Wunder der Technik zu sehen und zu bestaunen. Zwei von uns, obwohl intime Freunde des Erfinders Dr. Saturnius, waren als Ingenieure und Wirklichkeitsmenschen Skeptiker, verbargen jedoch ihre Bedenken hinter verbindlichen Redensarten. In seinem Laboratorium standen wir um ein Ungetüm aus blitzendem Stahl, aus Röhren, Drähten und Spulen. Etwas unwirklich sah es aus. Dr. Saturnius erklärte uns den Sinn und Zweck der Maschine. Mit ihr sollte es möglich sein, in die Vergangenheit hinein zu hören, Szenen aus der Vergangenheit dem Ohr des modernen Menschen zugänglich zu machen. Er gab technische Erläuterungen, die ich nicht verstand, die aber die beiden Ingenieure aufhorchen ließen. Mit liebkosenden Fingern strich Dr. Saturnius über die vernickelten Teile seiner Maschine. „Vergessen Sie nicht", fuhr er fort, „daß Schallwellen zu allen Zeiten den Äther bewegten, daß sie sich fortpflanzten und ihre kleinsten Wellen noch heute um uns vibrieren. Ich habe nichts anderes getan, als ein Mittel erfunden, um diese leider verebbenden Schwingungen zu verstärken. Gelingt es uns, diese aus dem Mittelalter und selbst aus dem grauen Altertum herüberklingenden Töne aufzufangen, so werden wir sie auf unseren Schallplatten für immer verewigen können". Das war ja fabelhaft. Ich sollte als Erster Zeuge sein, wie die Reden eines Cicero, eines Perikles, die Verteidigung des Sokrates „im Original" für uns hörbar werden. Ein kleiner Umstand gab mir allerdings zu denken. Würde ich imstande sein, das Griechisch und Latein dieser Klassiker zu verstehen? Nun, man würde sehen.

Dr. Saturnius hatte seine Erklärungen beendet. Das Experiment, nach dem wir fieberten, sollte nunmehr beginnen. Erwartungsvoll saßen wir in unseren Sesseln um die Maschine herum. Aus irgend einem Grunde hatte Dr. Saturnius das Zimmer verdunkelt, so daß nur die eigentümlich glühenden Röhren seines Apparates die Maschine selbst und die nächste Umgebung erhellten. Der Erfinder hantierte an der Maschine, aus der jetzt ein leises Summen hörbar wurde. Unwillkürlich mußte ich an die Geschichte von der Zeitmaschine von H. G. Wells denken. — Das Summen schwellte an und ab und hörte endlich auf. Plötzlich erscholl ganz laut und deutlich, als sei der Redner im Zimmer, pathetisch, getragenes Sprechen. Griechisch konnte es sein, aber es war nicht möglich, ein Wort zu verstehen. Vielleicht stand ein Philosoph auf dem Markt von Athen. Jetzt übertönte lautes Geschrei die Rede. Vermutlich jubelte man dem Helden zu, der den Marathonlauf gewonnen hatte, oder die Kunde von seinem Sieg verbreitete sich gerade in Athen. Auf einmal war alles wieder aus. Das gespenstige Summen ließ sich von neuem hören. Als es wieder verebbte, hörten wir das Volksgemurmel von neuem. Aber er erschien uns bekannter, vertrauter, als sei es das Getöse einer Stadt. Wieder übertönte die Stimme eines Mannes die übrigen. Diesmal war es deutsch, aber ein Deutsch, das an das späte Mittelalter erinnerte. Martin Luther mochte es sein, der vor dem Reichstag zu Worms sich verteidigte. Nie jedoch dauerte die Sendung längere Zeit. Diesmal gellte ein Schrei dazwischen, wie ihn nur ein Wesen in höchster Todesangst ausstoßen konnte. Er schien aus einer Folterkammer zu kommen, so angstvoll, herzzerreißend klang der Schrei. Dann hörten wir nach einer kleinen Pause, wie jemand in wohlgesetzter Rede, wahrscheinlich in einem Deutsch des achten Jahrhunderts sprach. Vielleicht war es auch Fränkisch, Karl der Große konnte es sein, der zu den Edlen seines Reiches sprach. Aber ein Ton, mächtig

wie ein Horn, klang dazwischen und störte den Genuß der markigen, und doch melodischen Stimme. Es muß das Horn des Roland gewesen sein.

Der Erfinder stellte den Apparat ab und sah uns an. „Meine Herren“, sagte er, „Sie haben nun eine kleine Probe des Hörens in die Vergangenheit gekostet. Sie wissen, was dies bedeutet. Wenn ich auch heute noch nicht imstande bin, Szenen aus der Vergangenheit hervorzuzaubern wie ich will, wenn es auch nur Zufall ist, wenn Sie die eine oder andere bedeutendere Szene der Geschichte im Original hören, so ist doch der Beweis erbracht, daß es möglich ist, die Stimmen der Vergangenheit zu bannen. Die Menschen sind tot, doch, was sie gesprochen haben, lebt fort, ist Schwingung geblieben, und wird in dieser Maschine wieder lebendig.“

Das war wirklich wunderbar. Selbst die beiden skeptischen Ingenieure staunten und drückten dem Erfinder ihre Hochachtung aus. Ich aber hatte plötzlich tausend Wünsche. Die erste Aufführung der „Räuber“ von Schiller möchte ich hören, ich möchte die Pariser Revolutionstage akustisch nacherleben, die Reden Dantons und Robespierres. Es wäre interessant festzustellen, was zwischen Antonius und Kleopatra gesprochen wurde, oder was in Wirklichkeit zwischen Joseph und Potiphar vor sich ging. Vielleicht gab es noch Stimmen im Äther, die imstande waren, unsere ganze Geschichte der Welt, wie wir sie aufgebaut haben, umzustoßen.

Es war Dr. Saturnius selbst, der meine Illusionen zerstörte. Vorläufig war es ihm nur geglückt, zufällig erhaschte Stimmen aus der Vergangenheit aufzufangen und dem menschlichen Ohr hörbar zu machen. Es war ein Kaleidoskop der Weltgeschichte, eine Rhapsodie der Geschehnisse aller Zeiten. Rufe und Reden des Universums, die zu uns dringen. Und doch wird der Erfindergeist nicht ruhen und rasten. Man wird auch diese Schwierigkeit überwinden und wie ein heller klarer Spiegel wird uns die akustische Zeitmaschine die Weltgeschichte zeigen, wie sie in Wirklichkeit gewesen ist.

Werden wir auch dies noch erleben?

Tigerfang.

Von **Ludwig Zukowsky-Stellingen**,
Wissenschaftl. Leiter an Carl Hagenbecks Tierpark.

Wenn über dem unendlichen Dschungelmeer Indiens die Sonne sich dem Untergange neigt, wenn das vor Hitze flimmernde Gold des Horizonts einen grauen Schein annimmt und violetten Farbentönen Platz macht, wenn die Vogelwelt verstummt und das lichtfreudige Getier sich zur Ruhe begibt, beginnt der Geisterspuk des nächtlichen Dschungel- und Urwaldlebens. Scheue Hirsche und Antilopen wagen sich zur Tränke, den brennenden Durst des heißen Tages zu löschen. Unruhig äugt das Wild nach allen Seiten, fiebernd bewegen sich die Gehöre, um Klarheit über die Anwesenheit eines Feindes an der Lagune zu erlangen. Das erste kühle Naß rinnt durch die Kehle — da saust wie ein Pfeil aus düsterem Versteck der Dschungel König, der Tiger, zermalmt seinem unglücklichen Opfer die Halswirbelsäule, schleppt die Beute abseits in die Dickung und setzt sich zu Tisch. Der klagende Ruf des Käuzchens und der hohle Schrei des Nachtaffen bilden die geisterhafte Musik zum Nachtmahl des Gewaltigen. Das ist der täglich sich im wilden Busch tausendfach wiederholende Kampf ums Dasein. Die Natur verfährt grausam mit ihren Kindern, macht sie doch Raub und Mord durch den Stärkeren zur Notwendigkeit. Noch immer ist der Tiger in Südasien das gefürchtetste Raubtier, da er nicht nur mit großer Verwegenheit in die Viehställe einbricht, sondern auch dem Menschen zielbewußt zu Leibe geht. Aus diesen Gründen hat der Herr der Schöpfung der mächtigen Streifenkatze schon vor Jahrtausenden den Krieg erklärt, und Weiße wie Eingeborene wetteifern in der Vernichtung der Riesenkatzen. Während nun der Europäer als Hauptwaffe gegen den Tiger die Büchse benutzt, bedient sich der Eingeborene in Ermangelung besserer Hilfsmittel einer ganzen Anzahl von Jagd- und Fangmethoden.

Alle Fangarten setzen das gewissenhafte Feststellen und Prüfen des Tigerwechsels mit Notwendigkeit voraus. Bei der gebräuchlichsten, in fast ganz Indien verbreiteten Methode muß an Ort und Stelle des Fangplatzes eine Kastenfalle zusammen geschlagen oder aber unter großen Mühen in fertigem Zustand durch Dschungel und Urwald nach dort transportiert werden. Die Fallen stellen einen schmalen, kastenartigen Holzbau vor, in dem die Katze bequem Platz finden kann. Die Aufstellung erfolgt an einer von Bäumen oder Buschwerk gegen Sicht geschützten Stelle des Tigerwechsels, damit das seltsame Bauwerk nicht allzu sehr auffällt. Schließlich wird die an der Vorderseite der Kiste eingelassene schwere Falltür gezogen, an deren Oberkante ein Tau befestigt und durch den hinteren oberen Teil der Kiste in diese hinein geleitet, nachdem die Tür mit einem zweckentsprechenden Verschluß versehen ist. Im Innern der Kiste wird an das Tauende ein lebender Köder in Gestalt einer jungen Ziege gebunden. Springt nun der Tiger auf die unaufhörlich Laut gebende Ziege, so wird das Tau stark erschüttert, der Verschluß löst sich, und die Tür schlägt hinter dem Räuber blitzschnell zu. Diese Fangart wird auch von Carl Hagenbecks Tierfängern in Südasien und Afrika mit gutem Erfolge angewandt und verbürgt das Erlangen einer fehlerfreien Beute.

Besonders in Hinterindien und auf den Sunda-Inseln ist bei den Eingeborenen der Fang in Schlingen üblich. Ein neben dem Wechsel stehender biegsamer, kräftiger Jungbaum wird mit der Spitze auf den Boden gezogen, nachdem an dem frei hängenden Ende ein Tau befestigt und zu einer Schlinge geformt wurde. Diese Schlinge wird auf den Wechsel gelegt, gut mit Laub und Zweigen verkleidet und der abwärts gezogene elastische Stamm durch einen sinngemäßen Verschluß leicht verankert. Tritt nun ein Tiger ahnungslos auf die Verblendung, so löst sich der Verschluß, der Stamm schnellt empor, die Schlinge schiebt sich blitzschnell gewöhnlich über einen Vorderfuß und zieht sich automatisch zu, so daß der Räuber nun an einem Vorderbein freihängend verzweifelte Befreiungsversuche macht. Durch diese Art des Fanges gelangt in den Besitz der Eingeborenen natürlich oftmals auch anderes Wild, dem der Tiger auf den Wechseln folgt.

Sehr gebräuchlich ist das Anlegen von Fallgruben, nämlich großen, auf den Wildwechseln ausgehobenen Erdlöchern, über welche die Eingeborenen mit bewundernswerter Schnelligkeit und Geschicklichkeit eine enge Längs- und Querlage feiner Bambusstöckchen decken. Zur Vollendung des Werks gehört eine über die Bambuslagen aufgeschüttete trügerische Schicht von kleinen Zweigen und Laub. Da sich die Wechsel des Tigers eng an die des Wildes anschmiegen, hat der Fänger niemals eine Gewähr für die Art des von ihm zu fangenden Wildes, und er weiß nie, ob ihm aus der angenommenen Grube der schmetternde Zornruf des Elefanten, das Wutfauchen des Tigers oder das unwillige Gebrüll des Wildrindes entgegenhallen wird.

Außerdem gibt es eine Anzahl Fangarten durch Schlagfallen, von denen die in Nordsiam angewandten Messerfallen durch ihren eigenartigen Bau besondere Aufmerksamkeit verdienen. Nach dem Zusammenschlagen eines etwa drei Quadratmeter messenden floßartigen Gerüstes aus Baumstämmen werden an den einzelnen Stämmen spitz geschnittene und haarscharf geschliffene armlange Bambusstöcke befestigt, worauf das ganze Gebilde nun den Eindruck einer riesigen Feldegge macht. Soll diese Falle für den Gebrauch aufgestellt werden, so klappen die Eingeborenen das eine Ende über dem ausgemachten Wechsel hoch, stützen das zentnerschwere Bauwerk durch einen leichten Stab, von dem ein feines Tau in eine kleine Grube auf des Tigers Wechsel geleitet wird. Tritt nun ein niedrig gebautes Stück Wild, etwa ein Tiger, ein Leopard oder ein Wildschwein auf die verblendete Schnur, so wird der nur an einer winzigen Stelle gestützte Stab weggerissen, und im Augenblick liegt die Falle über dem Tiere. Meist durchschneiden die nadelspitzen und haarscharfen Bambusmesser sofort an mehreren Stellen den Körper des Opfers, dessen Tod erklärlicherweise auf der Stelle eintritt. Auch die europäischen Tellereisen werden beim Tigerfang vielfach angewandt, doch haben sie den Nachteil, daß beim Zuschlagen der von einer sehr starken Feder gehaltenen Bügel gewöhnlich das getroffene Bein zertrümmert wird. Soweit der Fang ausschließlich die Beseitigung des Tigers bezweckt, ist diese Fangart wohl empfehlenswert; für den Tierfänger kommt sie nicht in Frage.—

So geht auch der Eingeborene dem wegen seiner Mordlust und Blutgier so verhaßten und gefürchteten Tiger erfolgreich zu Leibe, und die Bestände der mächtigen Streifenkatze haben sich bereits stark gelichtet. Während aber einzelne Teile Vorderindiens von Tigern bereits völlig entblößt sind, hausen unsere Raubritter auf den Sunda-Inseln und auch in den unzugänglichen Dschungelgebieten Hinterindiens noch in einer ziemlich großen Anzahl. Obwohl diesem prächtigen Dschungelfürsten mit Recht Raub und Mord zur Last gelegt wird, wäre seine völlige Ausrottung ein unverantwortlicher Frevel an der Kreatur und die Zusicherung einer Freistatt in Form besonderer Schutzreservate, aus denen die Tiergärten ihre Bestände ergänzen könnten, außerordentlich zu begrüßen.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.